

Die Germania des Tacitus und das deutsche Nationalbewußtsein

1

Heinrich Böll ließ sich am 2. März 1979 in dem Wochenblatt „Die Zeit“ über die *Germania* des Tacitus wie folgt vernehmen:

Der lateinische Text, dieses fast hauchdünne Teubner-Bändchen, umfaßt 26 Seiten; zieht man die umfangreichen Fußnoten ab, mögen 20–22 Seiten übrigbleiben: 22 Seiten für diesen schmalen Klassiker, der sich für mich als überraschend aktuell erwies.

Diese knappen Studien, fast aphoristisch, erweisen sich nach 1800 Jahren nicht nur als lesbar, sondern auch als lesenswert: immerhin eine der ältesten, wenn nicht die älteste Auskunft über unsere ‚Vorfahren‘. Waren sie’s wirklich? Sind nicht viele von ihnen ab-, andere zugewandert, hat sich nicht einiges ‚eingemischt‘ und ... natürlich ... sehr vieles verändert? Die ein-zigen, deren Stammesnamen noch heute erkennbar sind, sind die Chatten (Hessen) und die Sueben (Schwaben). Eines muß festgestellt werden: ‚hässlich‘ hat Tacitus diese nachmaligen Deutschen nicht gefunden; wild: ja; hatten manche raue Sitte, doch auch Herzlichkeit, waren gastfreundlich (wenn auch nicht immer ... , was verständlich ist ... gegen römische Besatzung), und sollen „alle das gleiche Aussehen“ gehabt haben. Das be-zweifle ich; derlei Täuschungen unterliegt man leicht bei frem-den Völkern. „Die blauen Augen mit dem trotzigen Blick, das rötlich-blonde Haar und die hochgewachsenen Körper, die aller-dings nur im Angriff besonders stark sind.“ Sangesfreudig waren sie auch, aber „der Gesang ist ihnen mehr ein Gleich-klang tapferer Herzen als ein Zusammenklingen von Men-schenstimmen. Vor allen Dingen ist ihnen darum zu tun, rauhe Töne und ein stoßweises Dröhnen hervorzurufen.“ Das klingt

nicht so ganz unvertraut, im Beben so mancher Männerbrust könnte sich da noch ‚echt‘ Germanisches erhalten haben. Ganz anders ist es mit der ‚Faulheit‘; da mußte mancher Entwicklungshelfer und -experte bei Tacitus Trost finden und sich mit Geduld wappnen ...

Die Klima-Angaben bei Tacitus treffen zum Teil heute noch zu ... Die Wälder waren Tacitus unheimlich ... Und natürlich: „Wer hätte sich denn entschließen sollen, unsere blühenden Provinzen in Kleinasien und gar Italien selbst zu verlassen, um nach Germanien auszuwandern? Nach jenem Teil der Erde, der so völlig bar ist aller landschaftlichen Reize, so rauh im Klima, trostlos zum Leben und trostlos zum Anschauen für jeden, dem er nicht gerade Heimat ist.“

Nun, Heimat war's eben für die Cherusker und Bructerer, Sugambres, Tencterer, Usiper ... und wie sie da alle geheißt haben, sie, aus denen später die ‚Deutschen‘ wurden, daß sie sich nicht widerstandslos einfach besetzen ließen, sollte die Römer, Soldaten und Beamte, nicht sonderlich überrascht haben, zumal ja – oh, Koran und Chomeini! – mit der Kultur und der Zivilisation der Eroberer auch ‚Verderbnis‘ nahte, jene ‚römische Verderbnis‘, die auch Tacitus, den Moralisten, beunruhigte. Lob der germanischen Frauen, Lob der germanischen Ehe, der Sittenstrenge. „Denn in Germanien lacht niemand über Laster, verführen und sich verführen lassen heißt dort nicht, dem Zeitgeist huldigen.“ ...

Friedlich, Vorläufer der Kollaboration, angelockt und ‚angekränkt‘ vom römischen Luxus, blieben sie links, trutzig rechts des Rheins, diese ‚Wilden‘ mit eigener Religion, eigenem Kult, eigenen Sitten, mit demokratischen Ansätzen in ihrem Gemeinwesen, wie sie wahrscheinlich in der damaligen Welt kaum zu finden waren. „Die Könige haben keine unumschränkte oder willkürliche Gewalt, und auch die Heerführer leiten mehr durch ihr Beispiel als auf Grund ihrer Befehlsgewalt.“ Thing, Rechtspflege, Wehrwesen, ... da ließe sich zitieren und belegen, daß diese nachmaligen ‚Deutschen‘ ihre Ordnungen hatten, wenn auch möglicherweise noch keine rechte ‚Ordnungspolitik‘. ...

So, wie in dem zitierten Text, geht es noch eine Weile fort; der Rest braucht nicht zitiert zu werden, da er nichts grundsätzlich

Neues mehr enthält. Man ist fasziniert und beunruhigt zugleich, mit welcher Unbefangenheit ein Heinrich Böll – mit seiner gründlichen humanistischen Bildung – die taciteische *Germania* zu lesen und geistvoll darüber zu plaudern vermag: wenn selbst ein Böll diesem Text so gegenübersteht, wie werden dann viele andere ihn lesen, die bei weitem nicht über Bölls Voraussetzungen verfügen?

Böll am Schreibtisch: er hat eine Teubnerausgabe der *Germania* vor sich (und gewiß auch eine Übersetzung), und er liest den Text und berichtet von seinen Eindrücken, als wäre er der erste Leser; er bezieht Tacitus auf uns Heutige, er stellt Ähnlichkeiten und Unterschiede fest. Fünf Jahrhunderte intensiven, bibliothekenfüllenden Umgangs mit dem Text sind vergessen, wie weggeblasen – Böll ist gewissermaßen ein Neuanfang. Zunächst wird noch bezweifelt, daß die taciteischen Germanen unsere Vorfahren seien, daß zwischen den von dem römischen Historiker beschriebenen Stämmen und denen, die am Ende der Völkerwanderungszeit, also gegen das Jahr 600, Mitteleuropa bevölkerten, viel Identität bestehe. Mit Recht: seit dem frühen Mittelalter spielten die Franken, die Sachsen, die Bayern und die Thüringer Hauptrollen – lauter Stämme, die Tacitus noch unbekannt waren. Am ehesten kann man, wie auch Böll bemerkt, bei den Schwaben einen Zusammenhang mit den taciteischen Sueben vermuten. Drei Absätze später freilich gerät Böll mit sich selbst in Widerspruch: er behauptet, aus den Cheruskern, Bructerern usw. seien später die ‚Deutschen‘ geworden. Und am Ende der zitierten Partie ist die Identifikation von Einst und Jetzt perfekt: diese nachmaligen ‚Deutschen‘ hätten schon damals ihre Ordnungen gehabt. Sollen die taciteischen Germanen einmal mehr zum Ur- und Vorbild der heutigen Deutschen hinaufstilisiert werden, hatte Böll die Absicht, einen neuen Germanen-Mythos zu begründen?

Man darf Texte wie die *Germania* des Tacitus nicht naiv lesen wollen. Es kann dann nämlich zu höchst unliebsamen Wiederholungen kommen: einstige Fehlentwicklungen, nur noch als gesunkenes Kulturgut verschwommen präsent, steuern das Verständnis in einer Weise, die dem Verstehenden selbst verborgen bleibt. Texte wie die *Germania* haben ihre Geschichte, und diese Geschichte gehört zu ihnen, weil ohne sie abermals verführerische und gefährliche Wirkungen von ihnen ausgehen können – wie das Beispiel Bölls zeigt, dem doch gewiß nichts ferner lag, als irgendwel-

ches Argumentieren im Sinne einstiger deutscher Nationalisten. Die Vermittlung der Geschichte von geschichts-trächtigen Texten ist so mit ein Stück stets aufs neue zu leistender Aufklärung, einer Aufklärung, die der Remythisierung des endlich Entmythisierten zuvor kommt. Soviel einsteilen zur Beantwortung der naheliegenden Frage, ob denn heute noch Anlaß bestehe, sich mit der *Germania* des Tacitus zu beschäftigen.

2

Von der Person des Tacitus ist wenig bekannt, obwohl er doch zu denen gehört hat, „die im Licht stehen“. Immerhin spricht einiges für die Annahme, daß er gleichsam eine doppelte Existenz geführt hat, hierdurch auf spätere Zeiten vorausdeutend, auf die weltflüchtige, vom Neuplatonismus und vom Christentum geprägte Spätantike: Leben und Erleben, Tätigkeit und Reflexion standen wohl ziemlich beziehungslos nebeneinander.

Das Leben, das sich von Anfang bis Ende in einer Zeit tiefen Friedens abspielte (etwa 55–120 n. Chr.), läßt allenthalben typische Verhältnisse erkennen; Tacitus absolvierte die übliche Beamtenkarriere, die in seinem Falle mit der Statthalterschaft über die Provinz Asien endete. Das vom Kaiser regierte Weltreich, sein Wohlstand, seine Zivilisation, sein Beamtenapparat: innerhalb dieses Horizonts liebten sich aus den massenhaft erhaltenen Ehren- und Grabinschriften zahlreiche ähnliche Biographien rekonstruieren.

Das Erleben, dessen Spiegelung im literarisch-historischen Werk, zeigt hingegen einen ganz anderen Menschen, einen sehr einzigartigen, unverwechselbaren. Erhalten sind drei kleinere Schriften – eine Biographie über den Schwiegervater Agricola, die *Germania* und ein Dialog über den Verfall der Beredsamkeit – sowie erhebliche Reste zweier großer Geschichtswerke, der *Historien*, die mit dem Tode Neros begannen, und der *Annalen*, die den Zeitraum vom Tode des Augustus bis zur Regierung Neros behandelten.

Tacitus steht mit diesem *Ceuvre* am Ende einer dreihundertjährigen Tradition römischer Geschichtsschreibung, und er hat auch die Maßstäbe dieser Geschichtsschreibung, die wertenden Normen, getreulich bewahrt: den Ehrenkodex der republikanischen Aristokratie. Die Aristokratie war einst, in republikanischer Zeit, souverän gewesen; ihre Mitglieder hatten im freien Wettbewerb ihre Kräfte

entfaltet. Damit war's seit der endgültigen Gründung der Monarchie durch Augustus vorbei: die Aristokraten fungierten nunmehr nur noch als Beamte von Kaisers Gnaden. Aus diesen Verhältnissen ist die Grundanomie der Werke des Tacitus erwachsen: Tacitus gierte nach jener Römergröße, die einst das Weltreich geschaffen hatte, nach dem freien Wettbewerb und den hieraus resultierenden Taten. Er wußte andererseits sehr wohl, daß die Monarchie, eine nicht mehr aufhebbar notwendige, den aristokratischen Wettbewerb und die aristokratische Tat für immer unmöglich gemacht hatte. Aus dieser Unvereinbarkeit von Kaiserregiment und Adelskodex, aus dieser Diskrepanz von Wirklichkeit und Sehnsucht ist ein Werk von grandioser Negativität erwachsen. Der stets wache Scharfblick eines bohrenden Menschenkenners brachte ein wahres Pandämonium menschlicher Schwächen, des Eigennutzes, der Genußsucht, der Feigheit, der Heuchelei, der Niedertracht usw., zusammen. Und all das präsentiert sich dem Leser in einer stets prägnanten, oft dunklen oder schillernden Sprache, in einem Stil, der teils das fahle Licht einer unbestimmten Suggestivität erzeugt, teils mit erbarmungslos zupackender Präzision enthüllt.

3

Der düster-grimmige Tacitus mit seinem Sinn für ‚Randgruppen‘ (aus der Perspektive der Gesellschaft, in der er lebte; das Christenkapitel in den *Annalen* und der Juden-Exkurs in den *Historien* sind berühmte Beispiele) – dieser Tacitus hinterließ also u. a. eine ethnographische Schrift, die *Germania*. Er behandelt dort die folgenden Punkte:

- Die Grenzen Germaniens
- Ursprung und Name der Germanen
- Herkules und Odysseus bei den Germanen
- Volkstypus
- Natur des Landes, Bodenerzeugnisse, Geld
- Heerwesen
- Götterkult und Vorzeichenglaube
- Die Volksversammlung
- Gerichtsbarkkeit
- Wehrhaftmachung und Gefolgschaft
- Siedlungsweise und Wohnstätten

Kleidung
 Mitgift und Ehe
 Erziehung, Erbrecht
 Fehde und Gastfreundschaft
 Häusliches Leben, Gelage
 Trank und Speise
 Spiele
 Die Unfreien
 Feldwirtschaft
 Totenbestattung
 Grenzvölker im Westen und Süden
 Die Chatten
 Weitere Stämme im Westen
 Die nördlichen Stämme
 Die suebischen Stämme
 Grenzvölker im Osten.

Diese Themen werden in zwei Hauptabschnitten erörtert, der erste Hauptabschnitt handelt von den Germanen im allgemeinen, der zweite befaßt sich mit den einzelnen Stämmen. Der erste Hauptabschnitt, der allgemeine Teil, bringt zunächst fundamentale Voraussetzungen (Grenzen des Landes, Ursprung, Volkstyp) und schildert sodann in zwei weiteren Unterabschnitten das öffentliche und das private Leben der Germanen, in der Darstellung des öffentlichen Lebens dominiert auffällig das Kriegerische. Der besondere Teil beginnt mit den südlichen und westlichen Grenzstämmen und wandert sodann vom Westen über den Norden gen Osten.

Tacitus hat nicht aus eigener Kenntnis berichtet. Er mag mancherlei mündliche Mitteilungen römischer Beamter oder Kaufleute benutzt haben, die in Germanien gewesen waren. Hauptsächlich aber ist der Stoff der *Germania* aus literarischen Quellen geschöpft, aus Caesars *Gallischem Krieg* sowie – vor allem – aus jetzt verlorenen historiographischen Schriften. Außerdem (worauf es noch mehr ankommt) haben die von Tacitus behandelten Themen, die soeben aufgezählten Punkte, eine lange Tradition: sie gehen auf ein reiches, über sechs Jahrhunderte sich erstreckendes ethnographisches Schrifttum der Griechen und Römer zurück. Von dort stammen auch die Wandermotive, die das taciteische Werk durchziehen: allerlei Aussagen, die längst zu Klischees erstarrt waren und von einem Volk auf das andere übertragen wurden. Die Behauptung

z. B., daß die Germanen ein reines, unvermisches Volk seien, nur sich selbst gleich, läßt sich bis ins 5. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen: man hatte den Topos bereits auf die Ägypter und andere angewandt.

Die griechisch-römische Ethnographie ist so alt wie griechisch-römische Prosa-Literatur überhaupt, sie hat es gleichwohl nie zu einem eigenen Literaturzweig gebracht. Sie war Teil der Geographie und der Historiographie, und kein Geschichtsschreiber von Rang ließ sich die Gelegenheit entgehen, in sein Werk mehr oder minder farbige Schilderungen fremder Völker einzuflechten. In diese bis auf Herodot zurückreichende Tradition gehört z. B. auch der Juden-Exkurs der taciteischen *Historien*.

Aus alledem ergibt sich der überraschende Befund, daß die *Germania* – als Spezialschrift über ein fremdes Volk – in der gesamten antiken Literatur ein Unikum ist. Die moderne Forschung hat daher intensiv nach den Gründen ihrer Entstehung gefragt. Das Problem ist deshalb besonders heikel, weil der Schrift keine Einleitung vorausgeht – dort pfliegten sich die Autoren historiographischer Werke über ihre Motive und Absichten zu äußern. Die überzeugendste Antwort, die man bislang gefunden hat, ist die ‚Sittenspiegeltheorie‘: Tacitus habe seinem römischen Milieu, einer korrupten, unfreien und kriegerischer Leistungen kaum noch fähigen Umwelt eine Existenzweise entgegenhalten wollen, die auf Einfachheit, Freiheit, Ehre und Kampfesmut beruhte. Man darf allerdings dieses Deutungsprinzip nicht überanstrengen: Tacitus hat trotz mancher Idealisierung und trotz seiner Sympathie für die Germanen ein der Wahrheit verpflichtetes Porträt geben wollen, und so läßt seine Darstellung die durchaus nicht nachahmungswürdigen Laster der Germanen ebenso scharf hervortreten wie ihre Tugenden. Im übrigen aber enthält der Text Anhaltspunkte in Fülle für die Annahme, daß, wie siebzehnhundert Jahre später einem Rousseau, so auch dem Römer Tacitus das Leiden an der eigenen überfeinerten Spätkultur und die Sehnsucht nach einem Kontrast die Feder geführt hat – nur daß Tacitus ein gegenwärtiges Phänomen, die Germanen seiner Zeit (die er mit guten Gründen für Roms gefährlichste Gegner hielt), für diesen Kontrast ausersah, keinen nebulösen Urmenschen.

Im 5. Kapitel fällt zum ersten Male ein wichtiges Stichwort: „einfach“ (simplex) sei der Tauschhandel der von der römischen Zivilisi-

sation unberührten Germanen. Das Motiv der Einfachheit kehrt bei den Waffen, den Losorakeln, der Kleidung wieder (6; 10; 17); es ergreift, vielfältig variiert, manches Detail der privaten Lebensführung. Gewiss grenzt diese Einfachheit bisweilen an Primitivität, z. B. beim Hausbau oder bei der Landwirtschaft (6; 26), doch als eigentlich primitiv wollte Tacitus die germanische Lebensweise offenbar nicht betrachtet wissen, der eindrucksvolle Kontrast des Schlußkapitels, die „abstoßende Dürftigkeit“ der Fennen, verdeutlicht den Unterschied. Aus der Einfachheit werden allerlei moralische Vorzüge abgeleitet: Besitz dient den Germanen nur für das Notwendige, und sie verschmähen jeden schimpflichen Erwerb (24; 26); sie sind gesund, unverdorben und sittenstreng (19–20); ihre schlichte Wesensart weiß nichts von schlauer Berechnung (22).

Der einfachen Lebensweise, der Unabhängigkeit von den Dingen, entspricht im öffentlichen Leben die Freiheit (*libertas*). Tacitus führt dieses zweite Grundmotiv seiner Schrift an geeigneter Stelle, bei seinen Angaben über die Machtbefugnisse der Könige und Heerführer, ein (7), und er kommt in seinen Darlegungen über die Volksversammlung, die Fehde und die Stellung der Freigelassenen mit Nachdruck darauf zurück (11; 21; 25). Aus dem Freiheitsstreben der Germanen leitet er ihre Gefährlichkeit für Rom ab (37); daß ein Stamm Tribute zahlt, dient ihm als Argument für dessen nichtgermanische Herkunft (43).

Einfachheit und Freiheit als die Grundzüge germanischen Wesens ermöglichen, was nach Tacitus den Sinn des *Daseins* ausmacht: Ansehen, Ruhm und soziale Geltung, erworben durch kriegerische Leistungen. Die Ehre, der Kampfesmut und der Wettstreit um Waffenfolge sind weitere Leit motive der taciteischen Schrift. Das Kriegserische gilt dem Autor als das hervorsteckendste Merkmal der Germanen; wie die Schrift keinen Gegenstand der materiellen Kultur häufiger erwähnt als Waffen, so handelt sie auch immer wieder vom Kampf, von der Kampfeslust und von der Tauglichkeit zum Kampf.

Tacitus, der sich, wie angedeutet, deutlich von den Exzessen der Germanen distanziert, der Trunksucht und Würfelspiel, jähzornige Sklaventötung und „barbarische“ Menschenopfer rügt (11; 14–15; 22–25; 39) – dieser Tacitus war offensichtlich der Meinung, daß die germanische Lebenswirklichkeit im wesentlichen mit seinen eigenen Moralbegriffen, dem überlieferten römischen Adelskodex, über-

einstimme; sie erschien ihm als positiver Kontrast zur eigenen römischen Gegenwart, und sie hatte somit für ihn eine Art Ersatzfunktion. Aus diesem Grunde, d. h. weil Tacitus so stark engagiert war, geriet die *Germania* – trotz allen Strebens nach Objektivität – stark ins „Wesentliche“, Ideale, Überhistorische, und damit ist in ihr, dem Ausgangstext, keimhaft angelegt, was die Wirkungsschicht aus ihr gemacht hat.

4

Die *Germania* des Tacitus hat während der gesamten europäischen Neuzeit auf die vielfältigste Weise als Sauerzeug des historisch-politischen Bewußtseins gewirkt; sie diente immer wieder als Kronzeuge für die germanische Vergangenheit großer Teile Europas. Allerdings: so sehr sie auch in Frankreich, England und Skandinavien aufmerksame Leser und eifrige Benutzer fand (z. B. Montesquieu, der sich im *Esprit des lois*, in dem berühmten Abschnitt über die englische Verfassung, von der *Germania* zu dem Satz inspirieren ließ, das vortreffliche System der Gewaltenteilung sei in den Wäldern Germaniens entdeckt worden) – der Hauptwirkungsbereich der Schrift war Deutschland. Kein anderes Dokument hat das deutsche Nationalgefühl und den deutschen Nationalismus so stark geprägt wie die *Germania*.

Die deutsche *Germania*-Rezeption gliedert sich deutlich in zwei Phasen. Die erste Phase fällt in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts: sie ist – nach dem Vorgang einiger Italiener – von den deutschen Humanisten hervorgebracht worden. Die zweite Phase erstreckt sich in ununterbrochenem Zusammenhang vom napoleonischen Zeitalter bis zum Jahre 1945; sie gipfelt in der Ideologie des Dritten Reiches. Das zweieinhalb Jahrhundert währende Intervall zwischen Humanismus und Romantik machte wenig Aufhebens von der *Germania*. Die Stimme eines Kommentators, des Georg Caspar Kirchmajer, der da, anknüpfend an das taciteische Wort vom nur sich selbst gleichen germanischen Menschenschlag, die Reinerhaltung des deutschen Blutes forderte (1664) – diese Stimme verhallte damals ungehört, und die Aufklärung, humanitär und nationalem Denken wenig zugetan, enthielt sich fast völlig des Umgangs mit der taciteischen Schrift.

Die *Germania* hat das Mittelalter in einer einzigen Handschrift

überdauert, in einem Exemplar, das sich offenbar in Hersfeld befand. Und sie hat während des Mittelalters nur in einem einzigen Dokument sichere Spuren hinterlassen: in einer Schrift des Mönchs Rudolf von Fulda (9. Jahrhundert), in der *Translatio Sancti Alexandri*, worin die Überführung einer Reliquie, des Leichnams des Märtyrers Alexander, von Rom ins Sachsenland geschildert wird. Man brauchte diese Episode gar nicht zu erwähnen, zeigte sie nicht bei aller inhaltlichen Verschiedenheit eine formale Gemeinsamkeit mit der späteren Wirkung: auch Rudolf benutzt die Schrift, um ein bestimmtes Geschichtsbild zu stützen. Tacitus dient ihm als Zeuge, daß die Sachsen, jetzt Christen, einst Heiden waren und schoulichem Götzendienste anhängen. Daß der römische Historiker von den Sachsen noch gar nichts wußte, ficht Rudolf hierbei nicht an; schon er vollzieht also jene falsche Identifikation von taciteischen und späteren Germanen, die in so verhängnisvoller Weise zur Ideologisierung des deutschen Nationalbewußtseins beigetragen hat.

Der nächste, der die *Germania* für seine Zwecke dienstbar gemacht hat, war Enea Silvio Piccolomini, Pius II., der Türkenpapst. Die Hersfelder Handschrift gelangte im Jahre 1455 nach Italien, dort hat Enea Silvio sie kennengelernt, vielleicht sogar erworben. Damals, im Zeitalter des geschichteten Konziliarismus, der geschichteten Kirchenreform, verfaßte er eine Abhandlung mit dem Titel *Germania*, um die Beschwörung durch die römische Kurie, überhaupt gegen Mißstände in der Kirche vorbrachte. Er hatte von seinem Freunde Martin Meyr, dem Kanzler des Erzbischofs von Mainz, einen heftigen Klagebrief erhalten: die deutsche Nation, einst Herrin der Welt (Meyr dachte wohl an Karl den Großen, vielleicht auch an Friedrich Barbarossa), sei längst zu einer ihre Armut betrauernden Sklavin herabgewürdigt worden. Daraufhin also verfaßte Enea Silvio, ein gründlicher Kenner Deutschlands (er war lange Sekretär am Hofe Friedrichs III. in Wien gewesen), seine *Germania*, ein Kontrastbild des einstigen und des jetzigen Deutschland, er suchte darin zu zeigen, welche segensreiche Entwicklung die christliche Religion ermöglicht habe. Der *Germania antiqua*, dem einstigen Deutschland, lieh u. a. das Werk des Tacitus die Farben: Enea Silvio trug alles Negative zusammen, was die antiken Quellen über das Land und seine Zivilisation hergaben. So wurde denn die taciteische Schrift – wie bei Rudolf von Fulda – in einem Argumentationszu-

sammenhang verwendet, der einem aktuellen Zwecke diene, und wie bei jenem stand die Schrift auf der negativen Seite eines Kontrastes zweier Epochen. Allerdings hatten sich die Inhalte gewandelt: während es Rudolf einzig um die religiöse Verfassung gegangen war, kam es Enea Silvio, dem Humanisten, hauptsächlich auf weltliche Güter an, auf Macht, territoriale Ausdehnung, Wohlstand und zivilisatorischen Fortschritt.

Im dritten Falle einer Benützung geht es abermals um praktische Zwecke aus konkretem Anlaß, doch nunmehr erhalten die taciteischen Angaben ein positives Vorzeichen, und so leitet dieses Zeugnis die Betrachtungsweise ein, die bis ins 20. Jahrhundert vorgeherrsch hat. Es stammt aus der Feder von Campano, der im Jahre 1471 als Abgesandter des Papstes auf dem Regensburger Reichstag weilte, für einen Türkenkreuzzug zu werben – 1453 war Konstantinopel gefallen, und die Türken drangen siegreich auf dem Balkan und im Raume des östlichen Mittelmeeres vor. Die Deutschen, führte Campano aus, seien die mächtigste und kriegerrischste Nation, unbesiegt, wenn sie sich zu innerer Einheit entschlossen. Campano stellt den deutschen Fürsten die angeblichen Vorfahren, die Germanen der Antike, als verpflichtendes Vorbild vor Augen; es geht jetzt also nicht mehr, wie bei Rudolf von Fulda und Enea Silvio, um das Trennende von Einst und Jetzt, um den Gegensatz zweier Epochen, sondern um das Verbindende – Campano fordert eine ungebrochene germanisch-deutsche Kontinuität, und die deutschen Fürsten sollen sich ganz und gar mit ihren kriegstüchtigen Vorfahren identifizieren.

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts hat sich zum ersten Male ein Deutscher, der Schlettstädter Humanist Jakob Wimpfeling, auf die *Germania* berufen (1501). Es geht einmal mehr um einen aktuellen Zweck: Wimpfeling sucht – mit polemischer Spitze gegen französischen und englische Kreise in Straßburg – darzutun, daß zumindest seit Kaiser Augustus stets Deutsche im Elsaß gelebt hätten: das 28. Kapitel der taciteischen *Germania* bezeichnet linksrheinische Stämme im Oberrheinthal als Germanen. Doch charakteristischer für die Reden, Flugschriften und Gedichte, für die historischen und geographischen Werke, welche die deutschen Humanisten von nun an in dichter Folge verfaßten, war eine andere Art des Gebrauchs: die *Germania* diente allgemein und losgelöst von besonderen Anlässen als Bestätigung des eigenen Selbstgefühls und als Fundament eines in leucht-

tenden Farben gemalten nationalen Geschichtsbildes. Das eigene Selbstgefühl war – zumal von italienischer Seite – durch den Vorwurf der Rückständigkeit, der ‚Barbarei‘ gekränkt worden; man suchte das Trauma zu kompensieren, indem man wortreich darlegte, daß die Deutschen den übrigen Völkern Europas gleichwertig oder gar überlegen seien. Ulrich von Hutten steuerte zur Beschäftigung mit der deutschen Vorzeit die Symbolfigur bei: sein *Arminius* (1517, gedruckt 1529) begründete den Kult des Siegers im Teutoburger Walde, einen Kult, der sich bis ins 20. Jahrhundert fortgesetzt hat. Der lauteste unter den humanistischen Lobrednern in eigener Sache war Heinrich Bebel, Poesie- und Eloquenz-Professor in Tübingen, er wurde nicht müde, die vortrefflichen Eigenschaften der Deutschen von Einst und Jetzt, vor allem die Kriegstüchtigkeit, ins hellste Licht zu rücken. Seine Darlegungen zeigen Ansätze zu einem übergeschichtlichen Wesensbild. So preist er in einer Rede, die er im Jahre 1501 in Innsbruck Kaiser Maximilian vortrug, die Gerechtigkeit und Treue der Deutschen, und nicht zuletzt ihre Rassenreinheit, die ja von Tacitus bestätigt werde: „Ich selbst schließe mich der Ansicht an“ (so beginnt das von Bebel beigebrachte Zitat), „daß sich die Bevölkerung Germaniens niemals durch Heiraten mit Fremdstämmen vermischt hat und so ein reiner, nur sich selbst gleicher Menschengeschlag von eigener Art geblieben ist.“¹

Die deutschen Humanisten haben sich indes nicht nur rhetorisch-ideologisch, sondern auch wissenschaftlich mit den Germanen befaßt; sie waren die Begründer nicht nur der Germanenverherrlichung, sondern auch der Germanenforschung, und wie Bebel am reinsten den Typ des Panegyrikers repräsentiert, so darf Beatus Rhenanus als derjenige gelten, der sich seines Gegenstandes am entschiedensten als nüchterner Gelehrter angenommen hat. Rhenanus setzte sich energisch gegen die verbreitete Praxis zur Wehr, unbekümmert Germanisches von Einst und Deutsches von Jetzt ineinzusetzen. Sein Hauptwerk *Res Germanicae* (1531) ist dem geschichtlichen Wandel geschrieben: es gibt keine Identität zwischen dem Germanien der Römerzeit und dem späteren Deutschland, weder ethnisch noch kulturell und politisch, die Stämme der taciteischen *Germania* sind fast sämtlich verschwunden, und Deutschland, die *Germania recentior*, ist erst aus dem Zerfall des Karolingerreichs hervorgegangen, ein Produkt der sächsischen Kaiser, der Ottonen.

Doch wie es in Zeiten des Überschwangs zu gehen pflegt: der

nüchterne Kritiker konnte sich mit seinen Thesen, sie mochten noch so richtig sein, nicht durchsetzen. So blieb denn die vorherrschende Meinung dabei, daß die Deutschen der Gegenwart die Nachkommen der taciteischen Germanen seien, und man verdichtete die Züge, die der antike Autor diesen Germanen zuerkannt hatte, zu einer zeitlos gültigen Vorstellung vom Charakter der Deutschen. Sebastian Münsters *Kosmographie* vom Jahre 1544 ist wohl die älteste Schrift, die aus dieser Schwelgerei die Konsequenzen zieht, wenn sie von einer zweitausendjährigen deutschen Geschichte redet.

Das taciteische Motiv der Ureinwohnerschaft drang fast überall durch: die Germanen, im nördlichen Deutschland und in Skandinavien beheimatet, seien rein und unvermischt. Humanistischer Dünkel scheute sich nicht vor Ausschließlichkeitsansprüchen: aller Adel Europas stamme aus Deutschland, meinte der bayerische Chronist Aventinus; ohne die Germanen sei nichts Großes auf der Erde geleistet worden behauptete Bebel, hiermit dem Wahne Hitlers vorgreifend.

Das Wesensbild, das man vom germanisch-deutschen Volke zu entwerfen pflegte, insistierte auf den positiven Aussagen der *Germania*; die ungünstigen Züge wurden meist verschwiegen, oder man versuchte, sie durch andere Quellen zu widerlegen. Man verweilte mit Vorliebe bei der Tapferkeit; an Kampfesmut und Kriegsrühm, so lautete die fast einhellige Meinung, komme kein Volk den Deutschen gleich. Man pries die Freiheitsliebe: die Deutschen allein hätten nie ein fremdes Regiment erduldet. Auch der übrige Katalog der von Tacitus genannten Vorzüge wurde nicht vernachlässigt: die Deutschen seien überaus gastfreundlich und sittenrein, versicherten die Humanisten, sie wußten sich von Habgier freizuhalten und überträfen alle Völker durch ihre Treue und Aufrichtigkeit.

5

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts vererbte der humanistische Germanen-Enthusiasmus; man kümmerte sich, wie schon bemerkt, ein Vierteljahrtausend lang nur wenig um die Schrift des Tacitus. Der Beginn des 19. Jahrhunderts änderte schlagartig die Situation: die *Germania* profitierte beträchtlich von den nationalen Kräften, die durch die Romantik und die politischen Ereignisse des napoleonischen Zeitalters entbunden wurden. Die Impulse dieser Epoche

übten Wirkungen aus, die bis zum Zweiten Weltkrieg reicheten, und die Beschäftigung mit der *Germania* begleitete den ganzen Prozeß eines sich immer mehr steigernden und vergrößernden Nationalismus. Hierbei stand – wie schon im 16. Jahrhundert – für die meisten Beteiligten fraglos fest, daß man die taciteischen Germanen als ‚Deutsche‘ zu betrachten habe; man bemühte sich sogar, auch das niederländische, das englische und die skandinavischen Völker in die germanisch-deutsche Gesamtschau einzubeziehen. Hierbei stand weiterhin – wie ebenfalls schon im 16. Jahrhundert – fest, daß man die Züge, die Tacitus seinen Germanen zugeschrieben hatte, vor allem die positiven, für ein dem zeitlichen Wandel entzogenes Bild vom deutschen Nationalcharakter zu halten habe. Dieses Bild wiederum übte vor allem deshalb eine so starke Suggestivkraft aus, weil es – wie schon bei Tacitus selbst, der ja die Germanen weithin als Kontrast zu seinen dekadenten römischen Zeitgenossen hatte erscheinen lassen, und wie erst recht bei den deutschen Humanisten – die positive Seite eines antithetischen Schemas ausmachte: zum (tapferen, aufrichtigen, treuen, sittenreinen usw.) Germanen oder Deutschen gehörte mit Notwendigkeit das negative Korrelat des Römers, des Romanen, des Franzosen, dem man die für den Germanen beanspruchten Eigenschaften aberkennen zu müssen glaubte.

Im Winter 1807/08 trug Johann Gottlieb Fichte seine *Reden an die deutsche Nation* vor; er scheint damit wie kein anderer dem Vorzeit-Enthusiasmus der folgenden Jahrzehnte das ideologische Rüstzeug an die Hand gegeben zu haben. Er kündigt dort auf die überschwinglichste Weise von der Sendung der Deutschen. Er begründet diesen Anspruch durch eine spekulative Auslegung der Geschichte; als Fundament hierfür hat offensichtlich die taciteische *Germania* gedient. Durch sie hat sich Fichte zu seiner Lehre vom unveränderten deutschen Urvolk anregen lassen, und aus ihr stammen wichtige Züge, die er seinem Bilde von der ewigen Eigenständigkeit der Deutschen verlieh: der religiöse Ernst, das Freiheitsstreben, die Treue, Biederkeit und Einfalt. Der hieraus abgeleitete Nationalcharakter wird zu metaphysischer Bedeutsamkeit gesteigert: er ist höchstes Gesetz, ja, „Erscheinung der Gottheit“; er verpflichtet zum Kampf bis zum Äußersten, wie ihn die Vorfahren, „die von den Römern Germanier genannten Deutschen“, gegen die herandrängende Weltherrschaft der Römer geführt haben *.

Fichtes Reden bestimmten die Tonart, in der sich die emsige Germanen-Forschung der Restaurationszeit über den Sinn ihres Tuns zu äußern pflegte. Die Ereignisse des Jahres 1848 verursachten auch in diesem Bereich einen Einschnitt: die liberale und realistische Einstellung, die in den folgenden Jahrzehnten vorherrschte, dämpfte den Germanen-Kult. Andererseits trat damals Arthur Graf Gobineau auf den Plan. Fichte hatte noch nicht biologisch argumentiert: nicht die Reinheit des Blutes, sondern die Beibehaltung der ursprünglichen Sprache galt ihm als das entscheidende Merkmal der Germanen bzw. Deutschen. Das Konzept ‚Gobineaus hingegen war naturalistisch. In seinem vierbändigen *Essai sur l'inégalité des races humaines* (1853–55) brachte er nach einem allgemeinen, theoretischen Teil ausführliche Beschreibungen der einzelnen ‚Rassen‘; der letzte Band ist den allen anderen überlegenen ‚Ariern‘, insbesondere den Germanen gewidmet. Gobineau polemisiert dort zwar gegen die „salbungsvollen Deklamationen“ des Tacitus, der in den Germanen nur anerkennenswerte Wilde habe sehen wollen *. Diese Kritik gilt indes lediglich der angeblichen Unterschätzung der germanischen Zivilisation. Denn das Wesensbild, das in dem krönenden Kapitel über die „geistige Veranlagung der ursprünglichen germanischen Rassen“ (6, 3) entworfen wird, ist allenthalben – bei der Darstellung des Gefolgschaftswesens und Freiheitsstrebens, der Treue, Ruhmliebe und Sitteneinheit – der *Germania* verpflichtet.

Die Gründung des zweiten Kaiserreichs beflügelte den deutschen Germanenkult aufs neue. Nietzsches Lehre vom Herrenmenschen und vor allem das Werk *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* von Houston Stewart Chamberlain, das sofort große Verbreitung fand, sind der gobineauschen Rassenkunde verpflichtet, und insbesondere wurde nunmehr (vor allem durch die Vermittlung Ludwig Schenmanns) Gobineaus Werk selber in weiten Kreisen bekannt. Bei Chamberlain hat die *Germania* abnormals eine Schlüsselposition inne: das Kapitel über den „Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte“ (1, 6) geht vom taciteischen Begriff der nur sich selbst gleichenden Germanen aus, und Chamberlains „Blick in die Tiefen der (germanischen) Seele“ findet dort die bekanntesten Vorzüge wie Freiheitsstreben und Treue *.

Der Verlust des Ersten Weltkrieges und seine Folge, das gekränkte deutsche Selbstgefühl, forderte den Germanen-Enthusiasmus zu neuen Anstrengungen auf; die Verherrlichung der Germanen er-

Die Germania des Tacitus und das deutsche Nationalbewußtsein (S. 113–128)

reiche nunmehr ihren Höhepunkt. Das Regime Hitlers zog aus den Lehren der Rassen- und Erbgesundheitspflege. Auch für diesen letzten Schritt berief man sich auf die Schrift des Tacitus. Im Jahre 1935 veröffentlichte Hans K. F. Günther, der führende Rassenethnologe des Dritten Reiches, sein Buch über die *Herkunft und Rassen- und Erbgeschichte der Germanen*. Der Autor behandelt dort die üblichen Wesensmerkmale; er sucht außerdem die tateitischen Kapitel über die Chatten, Chauken und Langobarden für seine Theorie von den Unterschieden des ‚nordischen‘ und ‚fällischen‘ Blutes auszubeden. Schließlich glaubt er dazum zu können, daß bereits die Germanen eine „bewußte Erbgesundheitspflege“ gekannt hätten – als Beweis dienen tateitische Äußerungen über das germanische Gerichtswesen (12) 2/4.

- 1 Oratio ad augustissimum atque sacratissimum Romanorum regem Maximilianum de eius atque Germaniae laudibus, in: Opera Bebeliana sequentia, Pforzheim 1509 (ohne Paginierung), 15. Seite der Oratio.
- 2 Urvolk: 7. und 8. Rede, religiöser Ernst usw.: 6. Rede u. ö., Erscheinung der Gottheit: 13. Rede, die von den Römern Germanier genannten Deutschen: 8. Rede.
- 3 Nach der deutschen Ausgabe von L. Schemann, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen, 4. Bd., Stuttgart 1940, S. 97.
- 4 Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts, München 1904, Bd. 1, S. 502.
- 5 Herkunft und Rassen- und Erbgeschichte der Germanen, München 1935, S. 67 ff. (Merkmale); 123 ff. (Chatten, Chauken usw.); 138 ff., bes. 148 f. (Erbgesundheitspflege).
- 6 Literatur: Th. Bieder, Geschichte der Germanenforschung, 3 Bde., Leipzig-Berlin 1921–25 (Materialsammlung); W. Jens, Libertas bei Tacitus, in: Prinzipat und Freiheit (Wege der Forschung 135), hrsg. von R. Klein, Darmstadt 1969, S. 391–420; P. Joachimsen, Tacitus im deutschen Humanismus, in: Neue Jahrbücher für das Klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur 14, 1911, S. 697–717; Ludwig Krapf, Germanenmythos und Reichsideologie – Frühhumanistische Rezeptionsweisen der tateitischen „Germania“ (Studien zur deutschen Literatur 59), Tübingen 1979; R. Much, Die Germania des Tacitus (Kommentar), Heidelberg 1967; E. Norden, Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania, Darmstadt 1959; K. von See, Deutsche Germanenideologie vom Humanismus bis zur Gegenwart, Frankfurt/M. 1970; H. Tiedemann, Tacitus und das Nationalbewußtsein der deutschen Humanisten, Diss. Berlin 1913; E. Wolff, Das geschichtliche Verstehen in Tacitus' Germania, in: Römertum (Wege der Forschung 18), hrsg. von H. Oppermann, Darmstadt 1967, S. 299 bis 358.